

Kultur

FERNSEHEN

Das Drama „Le Prince“ erzählt die Geschichte einer Liebe gegen alle Widerstände. Seite 24

AUS ALLER WELT

Viele Eltern bringen ihre Kinder mit dem Auto zur Schule. Dafür müssen sie oft Kritik einstecken. Seite 28

VOLKSFREUND.DE/KULTUR

VINYL DER WOCHE OH HAPPY DAY - EDWIN HAWKINS

Buße tun

Vergangene Woche ging es an dieser Stelle um Hintern (sorry noch mal!). Zeit, Buße zu tun und diejenigen Leserinnen und Leser einzufangen, die konservativer denken. Schreiben wir über etwas, das mit der Kirche zu tun hat. Zugegeben: Da fällt die Wahl doch recht schwer, es gibt meiner Meinung nach nicht sooo viele Hits, die sich mit Klerikalem beschäftigen und es sich gleichzeitig verdienen, in dieser exklusiven Kolumnenreihe ihren Platz zu finden. Welchen ich mir vorstellen könnte: *Jesus He Knows Me* von **Genesis**. Oder *Hymn* von **Barclay James Harvest**, der ebenfalls von unser aller Retter spricht. Aber alles noch nicht kirchlich genug ... hm. Wenn ich an Musik im Gotteshaus denke, dann stelle ich mir einen Gospelchor vor. In amerikanischen Filmen oft porträtiert von stimmungswichtigen, häufig etwas betagteren Frauen. Beispiel, da denke ich aus meiner Kindheit immer dran: **Sister Act 2** aus dem Jahr 1993 mit der genialen **Whoopi Goldberg** in der Hauptrolle. In diesem Film ist mir *Oh Happy Day* zum ersten Mal zu Ohren gekommen, als er in einer der letzten Szenen von einem Gospelchor bei einer Schulaufführung gesungen wird. Präsentiert wie angesprochen: stimmungswichtig, gute Laune verbreitend. Dann schauen wir uns das doch mal an.

Was für ein Zufall: Da gibt es sogar einen Jahrestag. **Edwin Hawkins**, der den Song berühmt machte, wäre am 18. August 80 Jahre alt geworden. Und damit nicht annähernd so alt wie der Song an sich. Wir stellen hier heute einen neuen Rekord auf, denn einen so alten Hit haben wir in der mehrjährigen Kolumnenreihe noch nie thematisiert.

Der Ursprung des Songs liegt dabei vielen Überlieferungen zufolge in Deutschland. Wir schreiben das Jahr 1670 in Bad Gandersheim im Harz. Ein Mann erblickt das Licht der Welt, dessen Name kaum schöner sein könnte: **Johann Anastasius Freylinghausen**. Dieser macht sich in den folgenden Jahren einen Namen als Theologe und schreibt geistliche Lieder. 1704 veröffentlicht er in seinem **Freylinghausenschen Gesangbuch** eine Melodie, die den Grundstein für *Oh Happy Day* gelegt haben soll. Der Refrain entsteht jedoch erst mehr als ein Jahrhundert später und wird dem Briten **Edward Francis Rimbault** zugeschrieben. Er greift das Lied

1854 auf. Der Titel entwickelt sich über die Jahrzehnte immer weiter und ist damals gemeinfrei. Eine wichtige Information. Denn als **Edwin Hawkins** 1967 den aus 46 Personen im Alter von 17 und 25 Jahren bestehenden **Northern California State Choir** gründet, sind die Kassen leer. So leer, dass es nicht einmal für die Reise zum jährlichen Jugend-Kirchenkongress reicht, der in Washington D.C. stattfindet. Die Gruppe nimmt deswegen eine Platte mit Chorgesängen auf, die Auflage beträgt nur 500 Stück – alles zusammen kostet damals 1800 Dollar. Die Aufnahmen waren einfach gestrickt, es musste günstig bleiben. Unter den acht Kirchenliedern ist auch *Oh Happy Day*. Wenig später werden noch einmal 1000 Exemplare gepresst, rund 600 davon werden verkauft. Eines dieser 600 ist sehr entscheidend: Es kommt in die Hände des Radio-DJ „**Voco**“ **Keshishian** in San Francisco. Er spielt den Song, der den Chor und **Edwin Hawkins** bekannt macht.

Oh Happy Day wird wenig später gesondert als Single ausgekoppelt – und geht durch die Decke. Innerhalb von nur zwei Wochen verkaufen sich rund eine Million Exemplare. Insgesamt schafft es die Platte weltweit auf sieben Millionen Pressungen und vier Grammy Awards. Nie zuvor ist ein Gospel song derart erfolgreich. *Oh Happy Day* ebnet damit den Weg zur Kommerzialisierung der Gospelmusik. Auch wenn diese These steil ist: Fraglich, ob **Ray Charles** oder **Aretha Franklin** ohne den Einfluss von *Oh Happy Day* derart erfolgreich in diesem Genre gewesen wären (vermutlich ist es aber so: Die waren so gut, die hätten es immer irgendwie geschafft...). Jedenfalls: Soll erfüllt, Buße getan, was über die Kirche geschrieben. Ich finde aber: Mehr **Genesis** oder **Barclay James Harvest** würde einem Hochamt guttun.

Christian Thome



Sie haben die Eifel zum Swingen gebracht



Blicken zurück auf 30 Jahre Jazz-Initiative Eifel: Rolf Mrotzek (links) und Hermann Nahrings.

FOTO: RAINER NOLDEN

30 Jahre Jazz-Initiative Eifel: Der runde Geburtstag wird gefeiert mit viel Musik. Zuvor blickt Kontrabassist Rolf Mrotzek im Gespräch mit dem TV zurück auf die Ursprünge. Er wünscht sich gemeinsam mit Hermann Nahrings, dass sich jazzbegeisterte Nachwuchs-Mitarbeiter melden, die ihnen zur Seite stehen.

VON RAINER NOLDEN

HOLSTHUM/BOLLENDORF Alles begann mit einem Betriebsausflug. Rolf Mrotzek, gebürtiger Gelsenkirchener, hatte sich vor einem guten halben Jahrhundert als Jungpund in der Eifel nach einem Alterssitz umgesehen und wurde in Holsthum fündig. Nachdem er, beruflich bedingt, eine Weile zwischen dem Grün der Wälder und dem Schwarz der Kohle gependelt war, kam ihm die Idee, mit seinen Freunden einen „Betriebsausflug“ in seine neue Heimat zu unternehmen. Es sollte ein Betriebsausflug der besonderen Art werden, denn Mrotzeks Freunde waren allesamt – wie er selber – Jazzmusiker, die im Revier schon manch einen Auftritt absolviert hatten. Natürlich nahmen sie auf dem Wochenendtrip auch ihre Instrumente mit – für spontane Auftritte in den Dörfern und Städten, die sie auf ihrer Rundreise streiften.

„Das Echo war überwältigend“, erinnert sich Mrotzek, der Kontrabas-

sist. Wenn er in der Folge nach dem swingenden Trip am Wochenende nach Hause, also Holsthum, kam, wurde er von seinen neuen Nachbarn und Mitbürgern immer wieder gefragt, wann endlich das nächste Konzert stattfinden würde. Grund genug für den Wahl-Eifeler, die Jazzveranstaltungen auf solidere Füße zu stellen.

Jazz und die Eifel – das war vor rund 30 Jahren noch eine Kombination mit sehr viel Luft nach oben. „Den Leuten gefiel die Musik, meist New-Orleans- und Dixieland-Jazz, die sie durch uns oft zum ersten Mal hörten.“ Doch der Musiker wollte mehr bieten als nur Hörgenuss – und entschloss sich, einen Jazzworkshop anzubieten – den ersten in Irrel. In den Herbstferien. Fünf Tage lang. Das Interesse war groß und die Beteiligung enorm.

Schüler machen Profi-Karrieren „Es waren sämtliche ‚Leistungsstufen‘ dabei“, sekundiert Hermann Nahrings, der drei Jahre später, 1996, aus Prüm als Posaunist und Pianist dazustieß. „Es kamen reine Hobby Musiker und solche, die schon einige Vorkenntnisse hatten.“ Die Workshopteilnehmer fanden sich zu unterschiedlichen Formationen zusammen, und am Ende der Seminare hatten sie die Möglichkeit, zu zeigen, was sie in der Musikwerkstatt gelernt hatten. Einige der frühen Teilnehmer haben später sogar eine Profi-Karriere gemacht: „Der Pianist von ‚Jupiter Jones‘, Tobias Schmitz, hat bei uns seine ersten Jazzversuche gemacht; da kam er mit den Füßen noch nicht an die Pedale des Flügels“, erinnert sich Nahrings.

Und was die Dozenten angeht – da hatte Mrotzek von Anfang an das große Besteck herausgeholt und renommierte Musiker aus aller Welt

in die Eifel locken können. Es kamen Profis, die in der WDR-Bigband spielten; Mike Porcaro, der Bassist der amerikanischen Rockband „Toto“, gab einen Kurs im E-Bass-Spiel, und Simon Nabotov, ein Jazz-Pianist aus Moskau, brachte den staunenden Teilnehmern Statistiken mit, in denen es darum ging, in welchem Zahlenverhältnis die Läufe auf der Klaviatur mit der rechten gegenüber der linken Hand standen.

30 bis 40 Veranstaltungen im Jahr So speziell die Kurse auch sind und waren – bei der Musik, die Mrotzek und Nahrings in ihren 30 bis 40 Veranstaltungen pro Jahr in Prüm, Bitburg, Gerolstein, Daun und anderen Orten organisieren, achten sie schon darauf, ihren Zuhörern vor allem das zu bieten, was sie hören möchten. „Natürlich könnten wir auch Abende mit Free-Jazz und experimenteller Musik anbieten“, erläutert Mrotzek. „Mit dem Risiko, dass vielleicht fünf oder zehn Interessierte im Saal sitzen. Das ist weder angenehm oder motivierend für die Künstler noch für das Publikum – und auch nicht für uns.“

Kunst ist schön, macht aber viel Arbeit – und kostet auch einiges, um das Bonmot von Karl Valentin zu ergänzen. Das können Rolf Mrotzek und Hermann Nahrings nur bestätigen. Während ihrer drei Jahrzehnte ist die Jazz-Initiative zu einem kulturellen Meilenstein geworden, der aus der sogenannten Provinz nicht mehr wegzudenken ist. Die beiden Organisatoren suchend händierend nach (Nachwuchs-)Mitarbeitern, die ihnen zur Seite stehen – vor allem, wie Mrotzek betont, was den Internetauftritt des Vereins angeht. Da wäre ein computeraffiner Helfer oder eine Helferin mehr als willkommen.

„Alle kommen gern zu den Konzerten“, berichtet Nahrings, „aber wenn man dann hinterher im Gespräch mal den einen oder die andere fragt, ob er nicht bei uns mitmachen möchte, hält sich die Hilfsbereitschaft doch in überschaubaren Grenzen.“ Ein Phänomen, mit dem nicht nur die Jazz-Initiative Eifel zu kämpfen hat: Ehrenamtliches Engagement hat grundsätzlich einen schweren Stand im Gemeinwesen. Und das Ganze kostet ja auch. Woher kommt das Geld? Von jazzbegeisterten Sponsoren? Musikfanatischen Mäzenen, die regelmäßig die Konten füllen? Nahrings präsentiert seinen Zeigefinger. „Hier können Sie die Hornhaut auf der Fingerspitze sehen – vom Klingeln! Wir gehen Klinken putzen, um an Geld zu kommen. Es gibt Hauptsponsoren, wir bekommen Zuschüsse vom Land, und dann sind da noch die Mitgliedsbeiträge.“ 30 Euro pro Jahr – also etwa zwei Mal Pizza vom Italiener. Zu vielen Konzerten gibt es zudem freien Eintritt.

Bald Workshops im Internet Mag das Finanzpolster auch nicht so üppig erscheinen: Mrotzek plant ein neues Angebot. Dieses Mal doch mit Internet: „Demnächst wollen wir mit unseren Kursen auch online gehen. Das heißt, wir bieten einen Workshop im Internet an.“ Dann können sich Dozenten und Teilnehmer, egal, ob sie in Prüm oder Pretoria, Daun oder Dallas, Holsthum oder Hongkong sitzen, weltweit vernetzen und sich in Sachen Jazz weiterbilden. Ach ja, der 30. Geburtstag wird natürlich auch gebührend gefeiert: mit einer großen Sause und noch mehr Musik am 17. September auf Schloss Weilerbach.

Informationen zum Programm und den Workshops gibt es auf www.jazzeifel.de

Ein Erzähler mit feinsinniger Beobachtungsgabe

Der luxemburgische Schriftsteller Emil Angel erhält den Stefan-Andres-Preis. Was seine Werke so besonders macht.

VON HORST LACHMUND

SCHWEICH Er ist ein blendender Erzähler, dem oft der Schalk im Nacken sitzt: Der Luxemburger Emil Angel wird am 16. September in der Schweicher Synagoge als erster Ausländer, der zweisprachig veröffentlicht hat, mit dem renommierten Stefan-Andres-Preis der Stadt Schweich ausgezeichnet.

Dieser mit 5000 Euro dotierte Preis wird seit 1986 vergeben. Angel ist der 13. Schriftsteller, der diese von der Andres-Witwe Dorothee ins Leben gerufene Auszeichnung erhalten wird.

Emil Angel, am 8. Mai 1940 im luxemburgischen Petingen geboren, ist ein vielseitiger Autor mit einem großen schriftstellerischen Repertoire, das unterhaltsame Eindrücke und Erlebnisse aus einem bewegten Leben widerspiegelt. Angel, der sich selbst als „spät berufener Schreiber“

sieht, veröffentlichte als 40-Jähriger seine ersten Geschichten in Zeitungen, unter anderem in der „Zeit“ und in luxemburgischen Medien. Angespornt durch die gute Resonanz seiner Artikel in der breiten Öffentlichkeit, schrieb der ehemalige Lehrer für Geografie und Geschichte zahlreiche Romane, Erzählungen, Kurzgeschichten, Reisereportagen und Glossen, die vielfach in luxemburgischer und deutscher Sprache erschienen sind.

In seinem Werk erweist sich der heute 83-Jährige vor allem als feinsinniger Beobachter. So beispielsweise in seinen Kindheitserinnerungen aus der Nachkriegszeit in Luxemburg („... ihr Bilder, die lang ich vergessen glaubt!“), die thematisch an den bekannten Stefan-Andres-Roman „Der Knabe im Brunnen“ erinnern. Angel schildert hier, oft mit einer leichten Ironie, aus der Sicht des Knaben Robi un-



Das ist der Stefan-Andres-Preisträger Nummer 13: Emil Angel aus Luxemburg.

FOTO: HORST LACHMUND

ter anderem die unterschiedlichen Charaktere und Verhaltensweisen kleinbürgerlicher Zeitgenossen in seiner unmittelbaren Nachbarschaft. Seine Beobachtungen stimmen nachdenklich, sind oft auch erheitend, weil der Autor mit den Mitteln der Sprache dem Volk zwar freundschaftlich, aber doch bewusst und gezielt „aufs Maul schaut“.

Emil Angel, der auf dem nach Stefan Andres benannten Wanderweg in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts erstmals Zugang zu dem Werk des aus dem Dhronal stammenden Schriftstellers fand, beschäftigt sich schon seit vielen Jahren intensiv mit der ihn faszinierenden Roman-Kultfigur Karl May und dessen „unfassbarer Kreativität, die er auf allen möglichen Gebieten ausgelöst hat und immer noch auslöst“. Fast schon folgerichtig hat sich Angel deshalb immer wieder auf Spurensuche be-

geben und Hohenstein-Ernstthal, den Geburtsort des „sächsischen Fabulierers“ ebenso besucht wie die Karl-May-Stadt Radebeul bei Dresden, wo Erinnerungen an Old Shatterhand und Winnetou den Fremden fast auf Schritt und Tritt begleiten. Erlebnisse und Erfahrungen, die der Luxemburger in reizvollen Reiseanekdoten verarbeitet hat.

Emil Angels besondere Verehrung gilt vor allem dem von den Nazis verpönten Erich Kästner, den er in seinen Reisereportagen („Von Queen Victoria bis Karl May“) ausführlich gewürdigt hat („Als er ein kleiner Junge war“).

Emil Angels Hommage an die Insel Texel („Eine Insel im Wattenmeer“) ist das vielleicht persönlichste Buch des Schriftstellers, der sich stets als Anwalt der so genannten kleinen Leute verstanden hat, mit denen er sich seit seiner Kindheit immer eng verbunden fühlt.

Hörspielpreis für Radiostück „Entgrenzgänger II“

KÖLN (dpa) Der 72. Hörspielpreis der Kriegsblinden geht an das Radiostück „Entgrenzgänger II“ von Robert Schoen. Das Hörspiel des Hessischen Rundfunks erhielt im Funkhaus Köln des Deutschlandradios den renommierten Preis für Radiokunst, wie die Film- und Medienstiftung NRW mitteilte. Mit dem Hörspielpreis wird jährlich ein Original-Hörspiel ausgezeichnet, das in herausragender Weise die Möglichkeit der Kunstform nutzt. Die Auszeichnung ist mit 5000 Euro dotiert. „Entgrenzgänger II“ entstand in der russischen Stadt Tscherkessk im Konflikt der Nordkaukasus. Das Stück erzählt laut Jury „von einer Reise in einem kleinen, scheinbar abwegigen Teil Russlands“. Ohne großspurig als Westler aufzutreten, mäandert der Autor klug und bescheiden mit stets offenem Mikro durch Tscherkessk.

Produktion dieser Seite: Sabine Ganz